

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Taiwan

vom 28. September bis zum 07. November 2017

Gesellschaftlicher Wandel in Taiwan – zwischen Aufbruch und Stillstand

Von Pia Meis

Taiwan, vom 28. September bis zum 07. November 2017



Inhalt

1. Über mich
2. Der Frust der jungen Generation
3. Ein China, (k)ein Taiwan
4. Muskelspiele der Macht
5. Angekommen in Taipeh: Hauptstadt der Hässlichkeit
6. Burger zum Frühstück? Als Westler in Fernost
7. Bequem per Zug von Nord nach Süd
8. Angekommen in Kaohsiung: Bedient sein, statt bedient werden
9. Verliebt in Tainan und seine Tempel: Für alles gibt es einen Gott
10. Familie und Feste
11. Ein Abend voller Geständnisse: die Rolle der Frau in Taiwan
12. „Auf einmal ganz oben auf der Liste der niedrigsten Geburtenziffern der Welt“
13. Liebesroboter für alle Bedürfnisse
14. Vorreiterrolle in Asien bei LGBTQ-Rights
15. Für die Eltern da, ein Leben lang
16. Very convenient – die Mentalität in zwei Worten zusammengefasst
17. Spiel mir das Lied vom Müll
18. Was bleibt

1. Über mich

Es klang wild, was Ruby in ihren Emails über Taiwan schrieb. „Taiwanese are very clumsy in Western languages. Without me you are a language handicap“, so meine Bekannte weiter. „Comparing to Europe Taiwan is very ugly in architecture. There are many scooters along the streets. Be aware of culture shock.“

Ich fand das vielversprechend. Das wollte ich unbedingt erleben. Ich musste einfach herausfinden, wie das Leben im heutigen Taiwan ist.

Neugierig die Welt zu entdecken, gehörte schon von klein auf zu meinen liebsten Beschäftigungen. Fragen stellen, nachbohren, hartnäckig sein – so war ich schon immer.

Aufgewachsen im beschaulichen Münsterland, direkt an der niederländischen Grenze, zog es mich bald in die Welt: High-School-Jahr in den USA, nach dem Abitur nach Brasilien, Studieren in Leipzig und Barcelona als Erasmus-Stipendiatin.

Durch das Volontariat beim Westdeutschen Rundfunk landete ich in Köln, das inzwischen auch wirklich mein Zuhause geworden ist. Viele unterschiedliche Kulturen kommen hier zusammen, die Einzigartigkeit der Menschen hat einen besonderen Wert.

Ihre bewegenden Geschichten zu erzählen, das ist meine größte Leidenschaft.

Als WDR-Redakteurin habe ich zunächst in verschiedenen „Lokalzeiten“ gearbeitet, dann bei „daheim + unterwegs“. Derzeit bin ich im Online- und Social-Media-Team des WDR tätig.

Intensiv habe ich mich über die Jahre mit der gesellschaftlichen Entwicklung in Asien beschäftigt. Taiwan galt dabei mein besonderes Interesse, denn diese Insel befindet sich seit rund zwanzig Jahren auf der Überholspur – vom bäuerlichen Entwicklungsland hin zur erfolgreichen Tech-Nation. Auf meiner Reise dort sollte ich alle Facetten im Leben der Menschen kennenlernen, um Taiwans Kultur und Mentalität, aber auch ihren Wandel ganzheitlich zu verstehen. So fortschrittlich die Dinge dort auf der Insel auch laufen mögen: Taiwan steht vor der Gefahr, in einer Sackgasse zu landen.

2. Der Frust der jungen Generation

„Taiwan is stuck“, sagt William während wir auf dem Fischmarkt von Taipeh Schlange stehen. „Sehr viel hat sich bewegt, bis vor etwa 10 Jahren. Jetzt geht es irgendwie nicht mehr weiter. Wir stecken fest.“

Es ist eine dieser vielen zufälligen Begegnungen, bei denen es thematisch

gleich ans Eingemachte geht. Noch viele dieser Art sollte ich auf meiner sechswöchigen Reise für die Heinz-Kühn-Stiftung quer durch Taiwan erleben.

Wie viele Taiwaner kehrte William nach dem Studium in Nordamerika mit Mitte 30 auf die Insel zurück – weil seine Eltern das so wollten, erzählt er. Er ist Arzt, arbeitet oft mehr als 70 Stunden pro Woche, aber kann sich gerade so eine kleine Wohnung in der Hauptstadt leisten.

Sein Land kommt wirtschaftlich nicht voran: Löhne und Wachstum stagnieren, der demografische Wandel macht sich bemerkbar. Wuchsen Williams Eltern noch zur Zeit des großen Wirtschaftsbooms auf, als es gute Gehälter zu verdienen gab, Wohnungen zu kaufen, und man Rücklagen für das Alter bilden konnte, ist die junge Generation frustriert, weil sie trotz enormen Arbeitspensums und sehr guter Ausbildung kaum für ihren Lebensunterhalt aufkommen kann. Sie krebst mit Kurzzeitverträgen und niedrigen Löhnen herum. Finanzielle Sicherheit? Gibt es keine für sie.

Vor allem die jungen Taiwaner sind es, die sich mir gegenüber in Gesprächen bemerkenswert schnell öffnen. Sie wollen regelrecht über ihr Land, ihren Frust, aber auch, was sie hier hält oder hierhin zurückgebracht hat, reden, als wäre es ihnen ein großes Bedürfnis, bemerke ich. Ich bin aus dem Westen bewusst auf ihre Insel gekommen, um mehr über sie zu erfahren und alleine die Wahl meines Reiseziels schenkt ihnen scheinbar das Gefühl, endlich überhaupt von jemand gehört werden zu wollen.

Taiwans Generation der Zukunft ist eine unzufriedene, die sich von der Politik nur wenig berücksichtigt fühlt, nehme ich wahr. Sie sehen Beamte, denen besonders großzügige Pensionen gewährt werden, aber keinerlei Perspektive für ihre eigene Zukunft. Die junge Generation weiß nicht, wohin es geht mit ihnen und dem Land, das selbst nicht einmal weiß, ob es nun eigenständig oder eine Provinz der Volksrepublik China ist.

3. Ein China, (k)ein Taiwan

Taiwan heißt eigentlich gar nicht offiziell Taiwan. Der offizielle Name lautet: Republik China. Die rechtliche Zugehörigkeit ist ungeklärt.

Die Geschichte des Landes ist gezeichnet von Annexion: Viele Nationen haben in den vergangenen fünf Jahrhunderten die schmale Insel besetzt: Erst kamen die Portugiesen, dann die Niederländer, von 1895 bis 1945 war Taiwan eine japanische Kolonie, dann übernahm China die Herrschaft.

Weil sich eine Niederlage im chinesischen Bürgerkrieg abzeichnete, zogen sich 1949 die chinesische Regierung sowie Eliten und Streitkräfte der Volksrepublik auf die Insel zurück. Von da an regierte die Staatspartei Kuo-

mintang unter Führung von Chiang Kai-shek Taiwan mehrere Jahrzehnte lang als einzige erlaubte Partei in einer Militärdiktatur. Bis 1987 herrschte in Taiwan das Kriegerrecht. Danach setzte eine erfolgreiche Demokratisierung ein: Es gibt freie Wahlen, Meinungsfreiheit, Rechtsstaatlichkeit, eigene Pässe, eine eigene Währung.

Seine umstrittene völkerrechtliche Stellung belastet das Land jedoch bis heute. Aus Angst vor einem Konflikt mit der Wirtschaftsmacht China, wird die Insel von nur wenigen Staaten als eigenständig anerkannt. Taiwan darf nicht der UNO beitreten und bei den Olympischen Spielen nicht unter eigener Flagge einziehen.

Auch Deutschland unterhält keine diplomatischen Beziehungen mit Taiwan und hat es auch nie. Innen- wie außenpolitisch gilt die „Ein-China-Politik“: Taiwan ist eine Provinz der Volksrepublik China – sehr eigenständig, aber nicht unabhängig.

4. Muskelspiele der Macht

Kurz vor meiner Ankunft hatte China dem Inselstaat mit militärischen Sanktionen gedroht. Wieder einmal, zuckt William mit den Schultern. „Was weiß ich denn, was morgen ist? Es kann doch gut sein, dass ich aufwache und uns China mit Booten umzingelt hat. Dann können wir sowieso nichts mehr tun. Die müssen noch nicht einmal Raketen schicken. Wir sind einfach zu klein und eine gottverdammte Insel direkt vor Chinas Nase.“

Vor Ort hatte mich das Gefühl von Resignation zunächst noch überrascht, das die Menschen durch ihre gelassene Gleichgültigkeit vermitteln. Vor allem sobald die Ein-China-Frage aufkam, erlebte ich diese Haltung. Und die ist in fast jedem Gespräch irgendwann Thema.

Mit zunehmender Verweildauer erkannte ich, wie sehr sich die Bevölkerung an die wiederkehrenden Muskelspiele der Mächtigen aus Peking gewöhnt und letztendlich auch damit abgefunden hat, dass das Lavieren um die Frage des Status quo regelrecht Teil der DNA Taiwans geworden ist.

Auch Annie glaubt nicht daran, dass ihre Generation noch eine Lösung des Konfliktes erleben werde. Sie ist 33, Tänzerin und begegnet mir an der Theke einer Weinbar in der Hauptstadt Taipeh. China werde Taiwan niemals loslassen, ist sie sich sicher. Dies ist vielleicht die einzige Gewissheit, die sie in dieser Frage verspürt. Denn für jeden, mit dem ich mich während meines anderthalb-monatigen Recherche-Trips unterhalte, steht das „Mainland China“ vor allem für eines: latente Ungewissheit.

Doch vielleicht wirken die Menschen hier in Taiwan genau deshalb so auffallend entspannt. Alles wird relativ, wenn im Hinterkopf verankert ist,

dass eigentlich jeden Morgen alles vorbei sein könnte. Dass die Volksrepublik China jeden Tag den Eiland-Freiheiten ein Ende setzen und Taiwan gleichschalten könnte.

„Was können wir tun? Ändern können wir es nicht, deshalb machen wir einfach das Beste daraus,“ sagt William in seiner freundlich offenen Art. In Kanada und den USA wuchs er auf. Ich höre viele Geschichten wie seine, in der die Eltern Taiwan in den späten Siebziger oder frühen Achtziger Jahren samt der Kinder aus Angst vor einer gewaltsamen Übernahme durch China verließen. Noch immer ist ihre Befürchtung nicht zur Realität geworden.

Viele der noch zur Zeit der Militärregierung Ausgewanderten sind inzwischen auf ihre Heimatinsel zurückgekehrt. Sie haben mitgeholfen, das Land zu einer wirtschaftlich starken Demokratie zu formen. So lange jedoch die allgemeine rechtliche Grundlage wackelig bleibt, so lange wird immer dieser Rest an Angst und Ungewissheit wie ein Damoklesschwert über dem Volk hängen.

William muss los: Sein Sushi ist fertig. Essen, das ist in Taiwan heilig. Kaum etwas scheint wichtiger zu sein, werde ich noch lernen.

5. Angekommen in Taipeh: Hauptstadt der Hässlichkeit

Ich hatte eine grobe Vorstellung davon, was mich in Taipeh erwarten wird. Doch, wie immer, sieht die Realität letztlich anders aus als gedacht. Obwohl knapp drei Millionen Einwohner in der taiwanischen Hauptstadt leben, gelegen im Norden der Insel, strahlt der Flughafen eher provinziellen Charme statt Metropolen-Glanz aus und es heißt erst einmal Schlange stehen.

Durch meine letzten Reisen in die Vereinigten Staaten rechne ich erstens damit, ewig zu warten und zweitens, sehr unfreundlich von Grenzbeamten behandelt zu werden. Mit Punkt eins sollte ich recht behalten und endlich an der Reihe, werde ich auch zunächst nur wortlos angewiesen, meine Zeigefinger auf einen Scanner zu legen, sowie die Brille abzusetzen – für ein Foto.

Als der Beamte meinen Pass mustert, verzieht sich seine starre Miene plötzlich zu einem Lächeln. „Oh, picture not very good. You look funny“, prustet er, ja er kriegt sich gar nicht mehr ein vor Lachen. Als ich meinen Pass zurückbekomme, lächelt der Mann noch immer und winkt mir zum Abschied sogar hinterher. Funny.

Leicht verwirrt, aber mit einem wirklich positiven Gefühl im Bauch durchquere ich den Zoll, dann die Eingangshalle und gelange schließlich ein Stockwerk tiefer zu den Bussen. Auch ohne Mandarin zu verstehen oder auch nur ein einziges Schriftzeichen lesen zu können, ist es überhaupt kein

Problem, die passende Verbindung zu finden, die mich in die Stadt bringen soll. Das hält die Laune hoch.

Mein erster Kontakt mit der „wahren“ taiwanischen Außenwelt trifft mich wie ein Schlag: Eine Hitzewand knallt mir entgegen, als sich die Schiebetüren öffnen. Es begrüßen mich 34 Grad Celsius Außentemperatur und eine Luftfeuchtigkeit, wie ich sie sonst nur aus dem Tropenhaus im Zoo kenne. Eingestiegen im Bus fühle ich mich hingegen gleich wieder wie in der Kühlabteilung vom Supermarkt. Die Klimaanlage gibt ihr Allerbestes und nimmt sich vor, mich, eigentlich Fan von Gleichgewicht, Yin und Yang, gnadenlos abzuhärten.

Dann der erste Blick auf Taipeh: Wie schiefe Zähne in einem renovierungsbedürftigen Gebiss ragen die vielen, hohen, grauen Betonklötze unregelmäßig in die Höhe. Nein, Taipehs Skyline ist wahrhaftig keine Schönheit und wird ihrem Ruf gerecht, alles andere als architektonische Perlen zu beherbergen.

Die Häuser sind äußerst heruntergekommen in Taiwans Hauptstadt, die sichtbar zu schnell gewachsen ist. Niemand scheint sich für die Gebäude verantwortlich zu fühlen: Vier- bis fünfstöckige Wohnhäuser wuchern zwischen extrem hohen Geschäftsgebäuden und wilden Anbauten. Kabelpeitschen und Klimaanlagen kleben am matten Grau und Braun der furchtbar unansehnlichen Außenfassaden.

In den schmalen Gassen stehen häufig die Spülen der umliegenden Restaurants und Garküchen herum. Zwischen ihnen wachsen dichte grüne Pflanzen, Lianen, buschartige Bäume. Es sieht so aus, als würde sich der Dschungel langsam sein Territorium zurückholen und als wären Hollywoods Location Scouts genau hier schon einmal gewesen, als sie Inspiration für postapokalyptische Kulissen in ihren Blockbustern benötigten.

Taipeh ist vielleicht die Hauptstadt der Hässlichkeit, aber ich fühle mich hier wohl. Selten verspürte ich in einem fremden Land gleich so enorme Sicherheit. Taiwan hat eine der niedrigsten Kriminalitätsraten der Welt. Vieles ist sehr gut organisiert, die Abläufe sind effizient, die Menschen zurückhaltend, freundlich und äußerst hilfsbereit. Der erwartete Kulturschock bleibt aus.

Die Verständigung auf Englisch klappt, Schilder und Speisekarten lassen sich zudem per Übersetzungs-App entziffern. Die offizielle Amtssprache in Taiwan ist Mandarin, es gibt aber auch Taiwanisch und diverse chinesische Dialekte sowie Ureinwohnersprachen. Gerade in den traditionsbewussten und abgeschiedenen Teilen des Landes im Süden und Osten der Insel kann man noch auf indigene Stämme stoßen.

6. Burger zum Frühstück? Als Westler in Fernost

„Hello American!“, rufen mir die Menschen während meines Aufenthaltes oft zu. Für Taiwaner schein ich wie ein waschechtes „American girl“ auszusehen. Tatsächlich gibt hier kaum westliche Touristen oder Westler, die hier leben.

In der Hauptstadt sehe ich noch täglich ein paar Nicht-Asiaten. Unsere Blicke finden sich dann eigentlich immer. Man nickt einander zu und geht weiter. Ein bisschen so, wie sich Jogger oder Mini-Fahrer grüßen. Später im Süden bin ich manchmal tagelang die einzige exotische Erscheinung meiner Art.

Westliche Welt gleich USA. Dass diese Gleichung fest in den Köpfen der Taiwaner verankert ist, kristallisiert sich mit der Zeit immer mehr für mich heraus. Tatsächlich waren US-Truppen während des Koreakrieges auf Taiwan stationiert. Bis heute gibt es freundschaftliche Verbindungen, wenn auch keine diplomatischen Beziehungen. Einige Einflüsse sind aber ganz klar noch immer zu spüren, merke ich beispielsweise in meiner WG in Taipeh.

Da wir Westler alle gleich aussehen, wie mir einer meiner Vermieter erklärt, bin ich für Locals automatisch Amerikanerin. Klingt eigentlich ganz logisch: Taiwan liegt weit entfernt von Europa und sowohl durch Fernsehen, als auch der früheren Stationierung von US-Truppen, ist der amerikanische der mit Abstand größte westliche Einfluss hier auf der Insel.

Als ich meine Kleidung waschen will, zeigt mein Mitbewohner auf den Balkon. Dort stehen in Taiwan in der Regel nicht nur die Klimaanlage, sondern auch die Waschmaschinen, begreife ich. Es scheint hier der einzige Sinn von Balkonen zu sein. Draußen zu sitzen, das würde in Taiwan im Traum niemandem einfallen. Dafür ist es viel zu heiß.

Obwohl sich die asiatische Insel als Produktionsstandort in der Welt einen Namen gemacht hat, wird vor Ort auf klassisch amerikanische Waschmaschinen gesetzt. Im Gegensatz zu den in Deutschland üblichen Geräten sind das meist Toplader mit einer nur geringen Auswahl an Programmen. Der längste Gang ist nach rund dreißig Minuten fertig. In jeder weiteren Wohnung, in der ich später übernachten werde, finde ich tatsächlich ausschließlich diese Art von Maschine vor. Meine Recherchen ergaben, dass Taiwaner generell viele Haushaltsgeräte aus den USA importieren. Sie gelten dort als qualitativ hochwertig und deshalb als eine Art Statussymbol.

Am nächsten Morgen suche ich nach einem Frühstücksladen, den mir mein Mitbewohner empfohlen hat. Dem gab mir auch mit auf den Weg, was ich dort am besten bestellen soll. Aber da ich mir ja nun wirklich nicht alles merken kann, finde ich zwar das kleine Lokal, weiß aber an Ort und

Stelle leider nicht mehr, was ich hätte ordern sollen.

Eine Auswahlmöglichkeit hätte ich jedoch scheinbar sowieso nicht gehabt. Als mich die freundliche Frau hinter der Theke sieht, strahlt sie mich an und sagt: „Oh, we have Hamburger!“ Nicht gerade das, was ich mir für 10 Uhr morgens vorgestellt hatte.

Die Verkäuferin irritiert es sehr, dass ich nach anderen Speisen frage. Anscheinend geht sie davon aus, dass Menschen aus dem Westen stets einzig und allein Hamburger verputzen möchten. Ich frage nach „eggs“ und „vegetables“. Sie denkt, ich wolle dies als Topping auf dem Burger haben. Schließlich versuche ich es mit „Pancake or Sandwich?“, denn ich erinnere mich, mal gehört zu haben, dass es so etwas hier zum Frühstück gäbe. Dann nickt die Dame und wirbelt in der kleinen Küche herum, packt mein Essen in eine Pappbox und winkt zum Abschied. Auf einer Bank nehme ich Platz und öffne die Schachtel. Natürlich liegt ein Hamburger darin – aber immerhin mit Ei.

Das mit dem Burger als Breakfast wird mir während der sechs Wochen in Taiwan fortlaufend passieren. Den gibt es hier in fast jedem Frühstücksladen. Er schmeckt auch gar nicht schlecht, nur wäre es doch schön, wenn es ihn auch nach 11 Uhr morgens geben würde. Aber: Dinge mit Brot gibt es hier, wenn überhaupt, nun mal nur zum Frühstück. Deshalb ist ein Hamburger in Taiwan eben auch ein Frühstücksgericht. Klingt eigentlich auch ganz logisch.

7. Bequem per Zug von Nord nach Süd

Verspätung, den Anschlusszug verpasst, keine Sitzplatzreservierung vorhanden, unterschiedliche Wagenreihung und in Deutschland oft auch noch unverschämte teuer. Nein, ein Fan von Zugfahrten bin ich nicht gerade. Da ich mangels Chinesisch-Kenntnissen aber auch nicht mit dem Auto in Taiwan umherirren wollte (und auch nicht konnte, da ich gar keinen internationalen Führerschein besitze), bleibt mir vor Ort nur das Reisen per Bus und Bahn.

Doch Taiwan weiß mich Bahn muffel rasch mit seinem gut ausgebauten Highspeed-Zugnetz zu gewinnen. Innerhalb von zwei Stunden gelange ich vom Nordzipfel bis in den Süden und zahle für eine Strecke von knapp 350 Kilometern umgerechnet rund 35 Euro. Es wäre sogar noch preiswerter gegangen, hätte ich alternative Zugverbindungen mit mehr Zwischenstopps gewählt. Dann hätte ich für den Weg aber auch etwa doppelt so lange gebraucht.

Die Reise kreuz und quer über die Insel ist komfortabel. Tickets müssen vorab gebucht werden, ein Sitzplatz wird obendrein reserviert. Die Züge

sind sauber, der Einstieg erfolgt, wie auch in der Metro, sehr geordnet: Die Passagiere warten in eingezeichneten Linien genau dort, wo ihr Wagen mit ihrer Sitzreihe halten wird.

Sehr schnell habe ich großes Vertrauen in das öffentliche Verkehrssystem Taiwans. Es ist eine Bank und hat mich nicht ein Mal enttäuscht.

Von der Fläche her ist Taiwan ungefähr so groß wie Baden-Württemberg. Rund 90 Prozent der 23 Millionen Einwohner verteilen sich auf den Norden, Westen und Südzipfel des Landes, wegen der Gebirge leben im Zentrum und Osten der Insel hingegen nur vergleichsweise wenig Menschen.

8. Angekommen in Kaohsiung: Bedient sein, statt bedient werden

Meine neuen Freunde aus Taipeh geben mir mit auf den Weg, dass es im Süden weitaus schwieriger werden dürfte, ohne Chinesisch-Kenntnisse zurechtzukommen. Ihre Warnung habe ich unterschätzt. Der nahezu problemfreie Aufenthalt in der Hauptstadt hatte mir diesen Mix aus Übermut und Leichtsinn verliehen. Das wird schon, dachte ich etwas naiv – und lag zunächst auch gar nicht so falsch damit.

An meiner ersten Station Tainan erwarten mich schon am Bahnhof Freunde meiner neuen Freunde aus Taipeh. Sie zeigen mir die Stadt, den Weg zu meiner Unterkunft und ich erwische mich bei dem enthusiastischen Gedanken, wie toll es hier doch im Süden sei. Ein bisschen wie Urlaub in Südeuropa fühlte sich meine Ankunft zunächst an, ein wenig rustikaler und nicht so weltstädtisch vielleicht, aber warm und gleich einladend.

Tainan zählt zu den eher kleineren Großstädten im Land. Seine 1,7 Millionen Einwohner verteilen sich großzügig auf die ganze Region, was wohl maßgeblich zum Gefühl von Provinz beiträgt, das mich während meines Aufenthalts hier nicht loslassen möchte.

Als ich Kaohsiung erreiche, kühlt meine Liebe für den Süden jedoch abrupt ab. Obwohl ich die Adresse in Mandarin auf dem Telefon zeige, will mich zunächst kein Taxi in der zweitgrößten Stadt des Landes (2,7 Millionen Einwohner) mitnehmen.

Es ist wahrscheinlich die Angst vor dem Gesichtsverlust: Etwas falsch zu machen und sich die Blöße zu geben. In meinem Fall: Kein Englisch zu können.

Beim vierten Taxifahrer habe ich Glück. Seine Tochter kann Englisch. Er ruft sie an und ich sage ihr am Telefon, wohin ich möchte. Sie erklärt es ihrem Vater und nach langem Bemühen komme ich doch noch ans Ziel.

Ich ziehe los, um etwas essen zu gehen. Englische Übersetzungen sind hier wirklich nicht üblich. Bisher bin ich damit eigentlich stets gut zurecht-

gekommen: Ich zeigte auf etwas in der Speisekarte und wartete die Reaktion im Gesicht meines Gegenübers ab. Falls diese zustimmend ist, bestellte ich das Gericht, wenn nicht, zeigte ich auf das Nächste. Dies wiederhole ich, bis ein Lächeln zu sehen ist. In Kaohsiung funktioniert das nicht.

Ich werde ignoriert und komme erst gar nicht zum Bestellen. Erst denke ich, es sei nur ein Einzelfall in speziell diesem Restaurant. Doch im nächsten Lokal erwartet mich das gleiche Spiel.

Mit einer Menükarte in der Hand gehe ich an die Kasse, zeige darauf und warte. Aufgeregtes Gekicher, Gewusel. Eine Frau, die Englisch kann, wird zu mir geschickt. Sie nimmt mir die Karte ab und sagt: „No Food. You go, I'm sorry.“ Der Laden ist gefüllt, überall dampfen Schalen mit Reis, Gemüse, Fleisch, Ei. Doch ich muss gehen und sterbe fast vor Hunger.

Ich kann nicht mehr. Draußen setze ich mich auf den Bordstein und kämpfe mit den Tränen. Kaohsiung und ich werden an diesem Abend keine Freunde mehr. In einem Imbiss für Fastfood-Hähnchen bekomme ich zwei trockene Schenkel in fetter Panade. Dabei mag ich eigentlich gar kein Hähnchen.

Wie konnte das passieren? Ich will mehr über die Mentalität im Süden erfahren und versuche herauszufinden, warum man mir kein Essen servieren wollte.

Für den kommenden Tag bin ich für ein Interview mit einem Professor verabredet. Beiläufig erzähle ich ihm von meiner schlimmen Vorabend-Erfahrung. „Wie spät war es, als du bestellen wolltest?“, fragt er nur. Zufällig hatte ich auf mein Smartphone geschaut. „Kurz nach zwanzig Uhr“, antworte ich. „Das wird das Problem gewesen sein“, meint er. „In dieser Gegend herrschen sehr eingeschränkte Zeitfenster für die Mahlzeiten.“

Zu Mittag isst man in dieser Region gewöhnlich gegen zwölf Uhr, das Abendessen wird gegen 19 Uhr zu sich genommen. Wenn ein Lokal bis 20 Uhr serviert, hält es sich auch strikt an seine Zeiten, sagt der Professor. Um fünf nach acht bleibt die Küche kalt, mag die Hütte noch so voll sein.

Mir geht es besser nach dieser Information. Dass ich nicht bedient wurde, lag also nicht an meinem „Anderssein“. Ich war einfach nur fünf Minuten zu spät.

In den kommenden Wochen sollte ich noch häufiger negative Erlebnisse machen. Zum Beispiel bekomme ich keinen Platz in einem fast leeren Restaurant, weil die vier Plätze, die für Einzelpersonen vorgesehen sind, bereits besetzt waren. Doch ich weiß jetzt, warum: Die Taiwaner, vor allem im Süden, sind einfach nicht flexibel. Damit kann ich mich arrangieren.

9. Verliebt in Tainan und seine Tempel: Für alles gibt es einen Gott

Es ist Liebe. Vom ersten Augenblick an – und sie trifft mich völlig unerwartet. Tainan sollte eigentlich nur eine kleine Zwischenstation auf meinem Weg tiefer in den Süden sein, doch wie so oft: Wenn man es am wenigsten erwartet, passieren oft die wundervollsten Dinge.

Tainan fühlt sich anders an als Taipeh: heimeliger, ursprünglicher und sehr selbstbewusst. Als ob die Stadt und jeder hier genau wisse, wer er ist und warum er gerade hier ist.

Ich laufe zu Fuß durch die Stadt, die älteste Taiwans. Der öffentliche Nahverkehr ist kaum ausgebaut. Hin und wieder fährt mal ein Bus, eine Metro gibt es nicht. Deshalb sind die meisten Menschen hier mit dem Motorroller unterwegs – und transportieren gefühlt alles, was man sich vorstellen kann auf diesem kleinen Gefährt. Hunde zwischen Füße geklemmt, vor den Bauch geschnallte Babys, hinten drauf noch Großmütter samt Unmengen an Einkaufstüten: Sie geben allesamt ein irres Straßenbild ab.

Während sich die hohen Häuser mit ihren Geschäften und Restaurants dicht an dicht in den Hauptstraßen reihen, haben die Gebäude selten mehr als zwei Stockwerke, wenn man in die schmalen Seitensträßchen abbiegt. Weil es kaum Bürgersteige gibt, ist es sehr wichtig, hier mit allen Sinnen aufmerksam bei der Sache zu sein.

Alles begann in Tainan. Die Stadt im Süden der Insel war Taiwans erste Stadt überhaupt und lange Hauptstadt. Mit 1,7 Millionen Einwohnern, verteilt auf Stadt und Regierungsbezirk, ist Tainan heute eine eher kleine Stadt für taiwanische Verhältnisse. Aber sie ist enorm wichtig, vor allem historisch und kulturell.

Als 1517 die Portugiesen kamen, nannten sie die Insel „Ilha Formosa“: die schöne Insel. Im Jahr 1624 besetzten die Niederländer den Süden und leiteten ihre Geschäfte von Tainan aus bis der chinesische Kriegsherr Koxinga sie vertrieb. Er errichtete 1662 hier seine zentrale Regierung und ließ die Stadt zum religiösen sowie kulturellen Zentrum ausbauen. Unter der Qing-Dynastie wurde Tainan 1683 zur Hauptstadt und blieb es bis 1895, als die Japaner die Insel besetzten und ihre Hauptstadt nach Taipeh verlegten.

Nirgendwo in Taiwan sind die Einflüsse dieser unterschiedlichen Kulturen so gebündelt sichtbar wie hier. Tainan unterscheidet sich architektonisch deutlich von den anderen Großstädten des Landes – alleine schon weil es hier tatsächlich richtig schöne Häuser gibt: Relikte europäischer Baukunst, die im Laufe der Zeit mit chinesischen Elementen angereichert wurden, außerdem gibt es viele japanische Einflüsse in der Architektur.

Doch die Tempel sind es, die das Stadtbild prägen. Keine andere Stadt in Taiwan kann eine solch hohe Dichte von religiösen Kultstätten aufweisen.

Ich bekomme eine persönliche Stadtführung von Eason, einem Freund von Lynne, die ich während eines Interviews in Taipeh kennengelernt hatte. So funktioniert das in Taiwan: Man lernt zufällig jemanden kennen, der wiederum jemanden kennt, der mir helfen kann. Daraus ergibt sich kein loses Vielleicht-könnte-man-mal, sondern definitive und verbindliche Verabredungen. So ticken die Taiwaner.

Eason zeigt mir sein Tainan und führt mich zum ersten Mal in meinem Leben in einen Tempel. Rund um den Tiangong Tempel, dem ältesten Tempel Tainans, verkaufen Händler Geschenke für die Götter. Eason kauft das Rundum-sorglos-Paket für Einsteiger: Papiergeld, Räucherstäbchen und etwas Obst als Speise für die Ahnen.

Die Toten im Jenseits gehören in Taiwan wie selbstverständlich zum gegenwärtigen Leben dazu. Die Welt der Lebenden und die Welt der Toten sind untrennbar miteinander verbunden.

Das Papiergeld wird verbrannt und so den Ahnen ins Jenseits geschickt. Das ist wichtig, um die Geister gnädig zu stimmen. Wenn es den Geistern im Reich der Toten an etwas mangelt, kommen sie ins Diesseits und holen sich, was sie brauchen, besagt der taiwanische Volksglaube.

Eason drückt mir eine ganze Ladung Räucherstäbchen in die Hand. Wir zünden sie an und laufen diverse Stationen im Tempel damit ab. Vorbei an verschiedenen Schreinen und Gottheiten verbeugen wir uns drei Mal. An den Räucherbecken legen wir immer wieder eine Pause ein, in die wir jeweils drei der qualmenden Duftstäbchen werfen, bis keine mehr übrig sind. Danach wird das Obst den Ahnen geopfert: Sie sollen satt werden.

Offiziell werden zurzeit 27 verschiedene Religionen in Taiwan aufgeführt. Die meisten Menschen dort sind Buddhisten oder Taoisten, alles vermengt mit einer großen Portion traditioneller, volkstümlicher Glaubensvorstellungen.

Aktuell listet das Ministerium für zivile Angelegenheiten rund 12.000 registrierte Tempel. Darüber hinaus existieren unzählige unregistrierte sowie private Tempel und Schreine. In den Tempeln wimmelt es nur so von Göttern, Halbgöttern und Dämonen. Jeder von ihnen hat ein eigenes Aufgabengebiet.

Wer ein bestimmtes Anliegen hat, sucht sich also genau seinen „zuständigen“ Gott aus und bittet um Hilfe. Dabei gibt es praktisch nichts, was sich Taiwaner nicht von den Göttern zu „erkaufen“ versuchen: ein langes Leben, Reichtum, beruflicher Erfolg, Liebe. Die Wünsche können aber auch ganz konkret werden: bei der nächsten Prüfung gut abzuschneiden, von einer Krankheit geheilt zu werden oder mindestens 1,70 Meter groß zu werden.

Besonders großer Andrang herrscht vor dem Schrein des Liebesgottes. In einer langen Schlange warten junge Männer und Frauen darauf, der Heilig-

keit ihr Anliegen vortragen zu dürfen. Auf einem Schild vor dem Eingang wird das Leistungsspektrum erklärt: Verlieben, Heiraten, Verkuppeln, gerne mit konkreten Angaben wie Adresse, Name und Alter des oder der Angebeteten.

Viele Taiwaner sind Single. Um diesen Zustand zu ändern, nutzen sie neben der göttlichen Hilfe die auch bei uns üblichen Wege, um andere Menschen kennenzulernen: Dating-Apps oder man lässt sich von Freunden oder der Familie verkuppeln. Letztere hat einen ganz besonderen Stellenwert im Land.

10. Familie und Feste

Der chinesischen Kalender richtet sich nach Mondphasen. Dadurch fallen die meisten Feiertage, ganz im Gegensatz zum westlichen Kalender jedes Jahr auf ein anderes Datum.

Die drei bedeutendsten Feiertage sind:

das chinesische Neujahrsfest (zu Beginn des Jahres, zwischen Ende Januar und Februar)

das Mondfest (zwischen Ende September und Anfang Oktober), sowie der Nationalfeiertag im Oktober.

Nicht nur kulturell sind die Feiertage von großer Bedeutung: An diesen Tagen findet sich traditionell die Familie zusammen. In Zeiten, in denen viele von ihnen häufig nicht mehr am selben Ort gemeinsam leben können, sind diese Termine deshalb ein wichtiger Ankerpunkt. „Familie“ wird in Taiwan nämlich groß geschrieben. Es wird viel Wert auf Zusammenhalt gelegt und diese Feste sind da, um diesen Verbund zu stärken.

Am 15. Tag des achten Monats des chinesischen Kalenders feiert Taiwan das Mondfest (auch Herbstfest genannt). Im Jahr meiner Ankunft (2017) fällt es auf den 4. Oktober. An diesem Datum soll es den größten und hellsten Vollmond des Jahres geben, den sogenannten Erntemond. Zur Feier des Tages bekommt die Bevölkerung einen Tag frei und oft sogar noch einen kleinen finanziellen Bonus vom Arbeitgeber.

Zum Fest werden Mondkuchen gegessen und verschenkt. Da ich nur wenig Erfahrung mit taiwanischen Süßigkeiten gesammelt hatte, überraschte mich die Füllung der kleinen Pasteten sehr, denn im Inneren findet sich ein gesalzenes Eigelb – als Symbol für den Vollmond. Umgeben ist es von unterschiedlichen Pasten, die aus süßen, roten Bohnen bestehen können, Süßkartoffeln oder einer zuckrigen Masse mit kandierten Früchten und Nüssen. Extrem kalorienreich und äußerst sättigend.

Neben den Mondkuchen werden außerdem Pomelos verschenkt, die rund

um das Fest ihre Erntezeit haben. Die Form der Zitrusfrüchte soll ebenfalls an den Vollmond erinnern.

Die Familien treffen sich an diesem Tag traditionell zum gemeinsamen Anschauen des Mondes sowie zum Grillen, sei es zu Hause, auf dem Bürgersteig mit Einweggrill oder im Restaurant. Der Barbecue-Brauch ist jung, erst ein paar Jahre alt, hatte mir William ein paar Tage zuvor auf dem Fischgroßmarkt von Taipeh erklärt. Angeblich geht die BBQ-Tradition ursprünglich auf eine Werbekampagne eines Grillsaucen-Herstellers zurück. Die Werbung war so erfolgreich, dass das Mondfest-Grillen zur festen taiwanischen Tradition wurde.

Da die ganzen Mondfest-Feierlichkeiten neu für mich sind und ich hier sonst noch nicht so viele Menschen kenne, lädt William mich ein, mit ihm und seinen Eltern den Abend zu verbringen. William ist Anfang 40, Augenarzt, und hatte in Nordamerika seinen Doktor in Medizin gemacht. Sein Vater ist ebenfalls Arzt, plastischer Chirurg, seine Mutter Hausfrau.

Wir treffen uns in einem koreanischen Restaurant, gegenüber der koreanischen Vertretung. Das Essen sei deshalb besonders gut, weil die Mitarbeiter hier oft essen gehen, erklärt mir Williams Vater. Auf Englisch können wir uns gut unterhalten und führen ziemlich schnell sehr kritische Gespräche über die gesellschaftliche Entwicklung in Taiwan – vor allem über den Wandel der Familie.

Williams Vater Fu-Chan beklagt das zunehmende Auseinanderfallen von Familien. Der Kontakt untereinander sei meist nicht mehr so innig, wie es in den Generationen zuvor war. Und überhaupt, beklagt er, dass in der Jugend von heute so gut wie gar keine eigenen Familien mehr gegründet werden.

Sein Sohn ist mit Anfang 40 nicht verheiratet und hat keine Kinder. Darüber hinaus hat Williams Vater noch eine Tochter, die gerade nicht in Taiwan ist, sondern durch Europa reist. Auch sie hat bisher keine Familie. Fu-Chan kann das verstehen, denn „das Leben ist zu teuer“, sagt er. „Wer gerade so für sich sorgen kann, gründet keine Familie und übernimmt obendrein auch noch Verantwortung für andere Menschen.“ William stimmt ihm zu.

Viele Taiwaner leben lange bei ihren Eltern, bis zu ihrer Hochzeit oder bis sie sich eine eigene Wohnung leisten können. Das kann schon mal bis in die späten Dreißiger oder noch länger dauern.

Vor der Hochzeit mit dem Partner zusammenzuziehen ist eher unüblich und kommt vielleicht vor, wenn jemand fernab seiner Heimatstadt studiert und deshalb entfernungsstechnisch „gezwungen“ ist, sich eine Wohnung zu suchen. Dann könne man in der Tat ja auch mit dem Partner oder der Partnerin zusammenziehen, erklärt mir William den Sonderfall für praktizierten Pragmatismus.

Wo die Paare denn ihre Beziehung ausleben würden, hake ich nach. „Etwa

zu Hause bei den Eltern?“ Dafür gäbe es sogenannte „Love Hotels“, lacht William, Etablissements, in denen Paare ihre intimen Momente ausleben können: Zweisamkeit, Sex oder sogar Streit. Unter anderem auch in Japan existieren solche Einrichtungen.

Als anderen Grund für die familiäre Misere im Land sieht William aber auch das Verhalten taiwanischer Eltern: „Du bist wie ihr Haustier. Sie entscheiden alles für dich, vor allem wenn du ein Junge bist. Sie machen auch Vorschläge, wen du heiraten sollst.“

Die Generation von Williams Eltern wuchs zu Zeiten des sogenannten „Taiwan Wunders“ auf und besitzt alte Arbeitsverträge, mit denen sie finanziell oft besser abgesichert sind als ihre Kinder. Viele junge Taiwaner wollen heute erst einmal Karriere machen. Die Familienplanung wird nach hinten geschoben oder entfällt komplett.

Im Rahmen meiner Reise habe ich viele Einblicke in die taiwanische Familie bekommen können, zunächst jedoch vor allem aus Sicht der Männer. Nun sollte ich die weibliche Sicht zu diesem zentralen Thema kennenlernen.

11. Ein Abend voller Geständnisse: Die Rolle der Frau in Taiwan

„Männer müssen in unserer Gesellschaft nicht abenteuerlustig sein. Sie müssen sich auch nicht besonders anstrengen. Es reicht, dass sie Männer sind.“ So fasst Jennifer Wang zusammen, was sie an Männern in Taiwan stört.

Jennifer ist 36 und arbeitet in einer führenden Position bei der taiwanischen Niederlassung des TÜV. Sie ist Single und gerade wieder bei ihren Eltern eingezogen. Jennifer begründet diesen Schritt ganz pragmatisch: „Das ist praktischer für mich, weil sich meine Eltern um meine Hunde kümmern während ich arbeite.“

Jennifer hat zwei Hunde. Wenn sie von ihnen spricht, redet sie von ihrem Sohn und ihrer Tochter. Das machen viele Taiwaner so. Sie haben eine sehr enge Beziehung zu ihren Haustieren. Oft sind sie Kindersatz.

Den Kontakt zu Jennifer habe ich über eine Bekannte in Deutschland bekommen. Als Jennifer ein paar Wochen vor meiner Reise nach Taiwan zu Besuch in Köln war, trafen wir uns auf einen Kaffee. Das Eis zwischen uns war also schon gebrochen, als sie mich zum Wiedersehen in Taipeh zu einem Abendessen mit ihr einlädt. Zwei Freundinnen sind ebenfalls dabei: Lynn sowie eine weitere Jennifer. Die drei Frauen sind beruflich sehr erfolgreich und besuchen neben ihrer Arbeit als Managerinnen ein MBA-Programm (Master of Business Administration), über das sie sich kennengelernt haben.

Ich stehe am verabredeten Treffpunkt in einer kleinen, dunklen Seitenstraße vor einem Fischgeschäft. Wenig sieht hier nach Restaurant aus.

Was ich da noch nicht wusste: Es gibt einige dieser kleinen Lokale, die nur ein oder zwei Tische haben. Man isst quasi im Geschäft oder Wohnzimmer der Besitzer und wird den ganzen Abend liebevoll, fast wie zu Hause, umsorgt.

Im Eingangsbereich des Geschäftes stehen diverse Wasserbecken mit lebendigen Fischen und Krustentieren. Jennifer wählt die Kandidaten für unser heutiges Abendessen aus und wir dürfen an einem langen Tisch Platz nehmen.

Da sitzen wir nun, vier Frauen zwischen Mitte dreißig und Mitte vierzig. Wir haben keine Berührungsängste, verstehen uns sofort. Es wird ein höchst emotionaler Abend – mit viel Lachen, Tränen, Geständnissen und Bier.

Wir unterhalten uns auf Englisch, was überhaupt kein Problem darstellt. Ein bisschen fühlt es sich so an, als würden wir uns schon ewig kennen. Gute Freundinnen, die sich nach einem harten Tag im Büro zum Essen und Quatschen treffen. War ich nicht hier, um über die Situation der Frauen in Taiwan zu sprechen? Ich hole mein Aufnahmegerät aus der Tasche. Die lockere Atmosphäre stört das nur kurz. Viel mehr, lenkt es das Gespräch wieder auf das, was mich so brennend interessierte: Wie sehen die drei Frauen ihre Rolle in der taiwanischen Gesellschaft? Welche Schwierigkeiten haben sie durchlebt?

Die zweite Jennifer, Jennifer Wu, macht den Anfang. Sie möchte etwas loswerden, das verrät ihre Körpersprache. Sie wirkt angespannt. Dann platzt es aus ihr heraus: „Der Grund, warum ich den MBA angefangen habe ist, dass ich nicht mehr konnte. Die letzten zehn Jahre waren die Hölle. Ich konnte nicht mehr schlafen. Eines Abends stand ich auf dem Balkon als alle schliefen. Ich bekam kein Auge zu. Da sagte ich mir: Ich habe zwei Möglichkeiten. Entweder springe ich und bin einfach weg, oder ich muss mich selbst wiederfinden. Noch am selben Abend habe ich nach Schulen gesucht, die Bewerber für Weiterbildungen annehmen. Die Bewerbung für den MBA ging bis Mitternacht an genau diesem Tag – ich hatte also noch genau eine Stunde Zeit. In der letzten Minute habe ich meine Unterlagen eingereicht und bin angenommen worden. Das hat mich gerettet.“

Jennifer Wu ist 47. Sie hat fast zwanzig Jahre in den USA gelebt, studiert und gearbeitet. In ihrem Job als Designerin war sie sehr erfolgreich und zufrieden mit ihrem Leben. Mit 37 lernte sie ihren Mann kennen, der für den taiwanischen Markt in ihrer Firma zuständig war. Es war Liebe auf den ersten Blick. Nach sechs Monaten verlobten sich die beiden und Jennifer zog zurück nach Taiwan. Nach der Hochzeit bekamen sie einen Sohn.

Womit Jennifer nicht gerechnet hatte, war, wie das Zusammenleben mit

der Familie ihres Mannes ihr Leben beeinflussen würde. Sie war es gewohnt, eigenständig zu sein, für sich selbst zu entscheiden. Plötzlich war sie nach traditionellem Denken nur noch die Ehefrau und Mutter, die sich um ihren Mann, ihr Kind und die Familie des Mannes kümmern musste. Doch ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin konnte sie es nicht Recht machen. Ein langer Leidensweg begann.

Jennifer berichtet davon, wie es war, plötzlich mit der Familie ihres Mannes in einer Wohnung zu leben und von den Problemen, ihrer neuen Rolle gerecht zu werden: „Männer stehen höher in der Hierarchie. Ich durfte nicht essen, wenn mein Sohn noch nicht gegessen hatte. Eines Tages sagte mein Mann beim Essen: ‚Lass mich ihn füttern, iss du ruhig.‘ Meine Schwiegermutter riss meinen Sohn an sich und hat mir einen bösen Blick zugeworfen. Ab diesem Tag behandelte sie mich noch schlechter als vorher.“

Jennifer erzählt, wie sie fast jegliche Eigenständigkeit verlor und nur noch ihrer neuen Familie zu Diensten war. „Sieben Jahre lang war ich nicht ausgegangen. Es war mir nicht erlaubt nach 18 Uhr abends alleine unterwegs zu sein. Ich hatte Ausgangssperre. Meine Schwiegermutter hatte sie verhängt.“

Während Jennifer redet, werden ihre Freundinnen immer ruhiger, schauen sie gebannt an, genau wie ich. Sie nicken bestätigend, bestärken sie, weiterzureden. Dann platzt es aus Jennifer heraus: „Vor drei Jahren wurde ich sehr krank. Ich hatte Brustkrebs. In Taiwan sagt man: Brustkrebs wird durch schlechte Beziehungen mit der Familie ausgelöst, aufgrund von Druck und Stress. Ich habe bisher noch nie jemandem von meiner Krankheit erzählt. Aber ich habe mir gesagt, heute Abend möchte ich teilen, was mir passiert ist. Wenn ich es gesagt habe, dann ist es endlich raus und ich bin ein Stück freier.“

Tränen sind in Jennifers Augen zu sehen. Gleichzeitig sieht sie plötzlich erleichtert aus. Sie schenkt uns Bier nach und wir stoßen an. Ihre Freundinnen sind völlig überrascht von diesem Geständnis. Bisher wusste niemand außerhalb Jennifers Familie von ihrer Krankheit und kaum jemand von ihrer langen Leidenszeit daheim.

Ich fühle mich geehrt, dass Jennifer ausgerechnet mir ihre Geschichte anvertraut, begreife jedoch nicht, warum sie so lange so still gelitten hat. Warum hatte sie nicht versucht, zu entkommen? „Ich habe alles runtergeschluckt“, erklärt Jennifer. „Ich habe mich so allein gefühlt. Ich konnte und wollte mit niemandem darüber reden. Das macht man in Taiwan nicht. Ich darf mich nicht beschweren, weil es meine eigene Wahl war. Irgendwo wollte ich auch meinen Fehler nicht zugeben.“ Als Jennifer das ausspricht, nicken Jennifer und Lynne heftig und bestätigen: „Ja, das ist sehr typisch für unsere Kultur.“

Jennifer hat sich ihr Leben zurück erkämpft. Nach der Diagnose ihrer

Krankheit stellte sie ihren Mann vor die Wahl: „Deine Mutter, oder ich.“ Ich errahne die Antwort, weil Jennifer so stolz und triumphierend vor mir sitzt. Wie ihr Mann damals reagiert habe, möchte ich wissen. „Erst mal sagte er gar nichts. Zwei Wochen später hat er mir dann gesagt, dass er sich für mich entschieden hat. Ich habe mich dann vor das Bett meiner Schwiegermutter gekniet und gesagt: Es tut mir leid, aber wir können nicht mehr zusammenleben. Das war’s. Dann sind meine Schwiegermutter und Schwägerin ausgezogen.“

Jennifers Selbstaufgabe hat mich fassungslos gemacht. Eine so gebildete, erfolgreiche, weltgewandte Frau, stellt sich komplett in den Dienst der Familie ihres Mannes – das passte weder zu meinem Selbstverständnis, noch zu dem Bild von familiärem Zusammenleben, das ich aus Deutschland kenne.

Als ich den drei Frauen mitteile, dass in meiner Kultur ein solches Familienverständnis unüblich sei und ich mich über die gerade berichtete Rollenverteilung in Taiwan wundere, antworten sie einstimmig, dass dies in ihrem Land jedoch überall so gängig sei. „Bei uns herrscht diese Mentalität, dass man den Eltern ewige Dankbarkeit schuldet“, erklärt Jennifer Wang. „Machst du das nicht, bist du ‘bù xiào’, respektlos. Das wäre eine Schande. Wenn Du Dich im Alter nicht um Deine Eltern kümmerst, dann zeigen alle auf Dich und sagen: ‚Schau Dir die an, wie respektlos sie mit ihren Eltern umgeht!‘ Dann würde keiner mehr etwas mit Dir zu tun haben wollen.“

In Taiwan ist es traditionell so üblich, dass die Frau nach der Heirat zur Familie des Mannes zieht und sich um die Schwiegereltern kümmert – außer die Familie wohnt zu weit weg. Das kommt inzwischen jedoch immer häufiger vor, da viele Taiwaner studieren oder für ihren Job vom Land in eine der großen Städte ziehen. So ist es Lynne ergangen.

Lynnes Mann stammt aus einer ländlichen Region in der Mitte von Taiwan, heute lebt sie mit ihm zusammen in Taipeh, im Norden der Insel. „Ich hatte Glück. Da es hier keine Familie gibt, haben wir von Anfang an alleine gewohnt. Wir sehen die Familie nur an Feiertagen. Aber wenn die räumliche Trennung nicht gewesen wäre, ja, dann hätten wir alle zusammengelebt.“

„Deshalb kann ich mir auch nicht vorstellen zu heiraten“, sagt Jennifer Wang, die rund zehn Jahre jünger ist als ihre Freundinnen. „Das ist äußerst schlau!“, pflichten ihr die anderen bei, lachen und stoßen noch einmal auf diesen besonderen Abend an.

12. „Auf einmal ganz oben auf der Liste der niedrigsten Geburtenziffern der Welt.“

Bis Mitte der Achtziger Jahre verzeichnete Taiwan ein gutes Bevölkerungswachstum. Das traditionelle Familienbild sah so aus: Die Frau bekam drei bis vier Kinder und lebte im Haushalt des Mannes, um sich dort auch um die Schwiegereltern zu kümmern.

Mit dem politischen Wandel änderte sich auch das Leben der Menschen auf der Insel: „Ab dem Punkt begann die Geburtenrate zu sinken“, erklärt Dr. Wen-Shen Yang. Der Demograph der Hochschule Academia Sinica in Taipeh beschäftigt sich seit Jahren mit der Frage, warum die Geburtenrate in Taiwan abnimmt.

Ich treffe Wen-Shen Yang an seiner Universität. Im Büro des Forschers ragen die Bücherstapel bis zur Decke. Sie behandeln fast ausschließlich das Thema Bevölkerungsentwicklung, merkt er freundlich an.

Yangs Gesicht scheint immer zu Lächeln. Er lotst mich durch die langen Gänge der Fakultät für Sozialwissenschaften, bis wir uns schließlich in einem großen Konferenzraum auf rotbraunen Lederstühlen gegenüber sitzen. Sie quietschen bei jeder Bewegung.

In gleich mehreren Studien untersuchte Yang, wie es dazu kam, dass die Geburtenrate in Taiwan seit dem Ende der Militärdiktatur Ende der Achtziger Jahre bei durchschnittlich unter einem Kind pro Frau liegt. „Damals hielten Bevölkerung und Regierung dies für kein Problem. Taiwan sei ja eine kleine Insel und wir hätten ja sowieso kaum Platz. Deshalb sei es doch gut, eine niedrige Geburtenrate zu haben, so der Tenor. Dies war der Grund, warum niemand den abstürzenden Geburtenraten viel Beachtung geschenkt hatte – bis zum Jahr 2010“, so Yang.

In dem Jahr bekam Taiwan nämlich eine unrühmliche Auszeichnung verliehen: „Mit 0,89 Kindern pro Frau standen wir auf einmal ganz oben auf der Liste der niedrigsten zusammengefassten Geburtenziffern der Welt“, schüttelte Dr. Yang den Kopf.

Die zusammengefasste Geburtenziffer wird als Maß in der demografischen Forschung verwendet. Sie ist eine Hochrechnung der zu erwartenden Anzahl an Kindern von Frauen im Alter zwischen 14 und 49 Jahren. Sie berücksichtigt sowohl reale Geburtenzahlen als auch demografische Schätzungen.

Im Jahr 2010 wurde also plötzlich wahrgenommen, dass es über Jahrzehnte eine Entwicklung gegeben hat, die ernste Auswirkungen für die Zukunft der Bevölkerung haben würde. „Da wurde ihnen bewusst, dass Taiwan gerade auf ein riesiges Problem zusteuert. Wenn keine Jungen mehr nachkommen, wird es irgendwann ein großes Ungleichgewicht geben. Wer fi-

nanziert die ganzen über 65-Jährigen? Das wäre eine große Belastung für die Regierung. Der Präsident hat daraufhin das Problem als nationale Sicherheitskrise ausgerufen. Seitdem hat die Regierung viel mehr investiert, jedoch ist das Programm nicht besonders erfolgreich. Die Regierung setzt nämlich auf einen einmaligen Bonus von umgerechnet 600 Euro für jedes Kind.“

Yang schüttelt den Kopf. „Unser Institut hat eine Studie dazu gemacht und herausgefunden: Die jüngere Generation, die in ihren fertilen Jahren steckt, die gibt sich nicht mit einem 600 Euro Bonus zufrieden. Kein Mensch kann ein Kind vom Säugling bis zum Erwachsenen mit 600 Euro großziehen“, lacht er.

Seitens der Regierung wurde auch damit begonnen, die Mutterschutzgesetze zu optimieren. Mütter bekommen in Taiwan acht Wochen lang ihr Gehalt weiter gezahlt. Daran schließen sich bis zu zwei Jahre Babypause an. Die meisten schöpfen diesen Rahmen aber nicht einmal ansatzweise aus.

Die Gesetze mögen eine längere Babypause abdecken, in den Firmen sieht die Realität jedoch anders aus. Oft wird Mitarbeiterinnen klargemacht, dass sie schnell wieder an ihren Arbeitsplatz zurückkehren sollten, wollen sie ihren Job behalten. Die Regierung hat dieses Problem immerhin erkannt und droht mit Strafen für Firmen.

Dass Mütter zukünftig deshalb länger Zuhause bleiben dürften nach der Geburt ihrer Kinder, scheint unwahrscheinlich. Ihr Einkommen würde der Familie fehlen, um den Lebensstandard zu halten.

Um auf ein Mittelklasse-Einkommen zu kommen, müssen in Taiwan fast immer beide Elternteile arbeiten. Die Lebenshaltungskosten, vor allem für das Wohnen, sind vielerorts zu teuer. Ein Einkommen reicht da nicht aus. „Wir haben eine Erhebung zu den finanziellen Auswirkungen der Geburt eines Kindes gemacht. Wenn eine Frau in der Taipeh-Gegend ein Kind bekommt und ein Jahr zu Hause bleibt, kostet sie das rund 25.000 bis 30.000 US-Dollar. Das muss erst einmal kompensiert werden.“

Auch nach der Geburt sieht man taiwanische Frauen mit Vollzeitjobs. „Sie brauchen Betreuung für die Zeit, in der sie arbeiten. In einer Befragung haben 77 Prozent der Frauen angegeben, dass eine bessere Unterstützung bei der Betreuung und längere Elternzeit ein Anreiz wäre, Kinder zu bekommen“, so Yang.

Die Regierung hat realisiert, dass sie mehr Anreize in Form von Betreuungsangeboten bieten muss, um das Bevölkerungswachstum anzukurbeln. Die Erkenntnis und der Versuch, mehr Taiwaner und Taiwanerinnen davon zu überzeugen, Familien zu gründen, kommt jedoch sehr spät.

Yang rechnet mir vor, dass ein Land mindestens eine Geburtenrate von 1,3 brauche, um die Bevölkerungszahl einigermaßen stabil zu halten. Er

nennt es ein „Sicherheitsnetz“, damit die demografischen Verhältnisse nicht in ein völliges Ungleichgewicht geraten. Davon ist Taiwan mit seiner aktuellen zusammengefassten Geburtenziffer von 1,1 weit entfernt. Zum Vergleich: Deutschland, das ebenfalls seit Jahren eine sehr niedrige Geburtenrate hat, liegt bei 1,5.

Doch warum gründen nur noch so wenige Taiwaner eine Familie? Yangs Studien lassen auf eine Kombination aus wirtschaftlicher Unsicherheit und weiblicher Emanzipation schließen.

Die heutige junge Generation kämpfe mit unsicheren Jobs und einer daraus resultierenden Unselbstständigkeit, beklagt er. „In einer meiner neuesten Untersuchungen habe ich herausgefunden, dass eine Umkehr stattgefunden hat: Eigentlich ist es üblich, dass sich die Kinder irgendwann um die Eltern kümmern. Das passiert aber zurzeit nicht in Taiwan. Die Eltern kümmern sich immer weiter um ihre ‘Kinder’, die inzwischen sogar vierzig, fünfzig Jahre alt sind, aber keinen festen Job finden und sich keine eigene Wohnung leisten können. Viele ziehen in ihren Dreißigern wieder zu Hause ein. Wir nennen das: ‘Reverse Intergenerational Wealth Flow’“.

Viele junge Taiwaner scheuen feste Bindungen vor dem Hintergrund, eine eigene Familie gar nicht versorgen zu können. Andersherum ist es jedoch auch kaum möglich, einen Partner oder eine Partnerin mit ins elterliche Heim zu bringen – wo zudem meist ein Klima herrscht, das nicht förderlich für Paar-Beziehungen ist.

Die Krux ist jedoch, dass es „in Taiwan so gut wie keine unehelichen Geburten gibt“, so Yang. „Die Rate liegt bei nur vier Prozent. Zum Vergleich: In Deutschland liegt sie bei knapp 35 Prozent. Wir in Taiwan sind immer noch sehr traditionell eingestellt. Wenn hier eine Frau schwanger wird, wird in der Regel schnell geheiratet. Hier kommt fast niemand auf die Idee, dass das Kind unehelich auf die Welt kommen soll.“

Um traditionelle Verpflichtungen wie diese zu vermeiden, verzichten viele Menschen der jungen Generation gleich ganz auf eine Beziehung, solange sie nicht wirtschaftlich unabhängig und stabil sind.

Yang fand außerdem heraus: „Für gebildete, erfolgreiche Frauen in Taiwan ist es sehr schwer, eine Beziehung zu finden. Es gibt einen neuen Trend: Den der Frauen über 35, die immer häufiger jüngere Männer heiraten.“

Viele Frauen wollen sich nicht dem traditionellen Rollenmuster unterordnen und sich um die Familie des Mannes kümmern. Da bleiben sie lieber alleine und gehen erst eine Beziehung ein, wenn sie selbst wirtschaftlich autark abgesichert sind und die Art der Partnerschaft bestimmen können.

13. Liebesroboter für alle Bedürfnisse

„Ich möchte das Beziehungsleben von Menschen verbessern“, ist Hoo-man Samanis Antwort auf meine Frage, warum er seine „Lovotics“-Liebesroboter entwickelt. Als ich zum ersten Mal davon höre, dass es an der National University von Taipeh einen Forscher gibt, der Liebesroboter entwickelt, habe ich gruselige Gummipuppen vor Augen.

Was Samani in seinem Labor für Robotik und künstliche Intelligenz entwickelt, ist jedoch völlig anders. Er betont immer wieder, dass seine Roboter nicht als Liebesersatz dienen sollen. Im Gegenteil: Hinter den „Lovotics“ steckt die Idee, mit Hilfe von Robotern zwischenmenschliche Beziehungen zu verbessern. „Manche Menschen haben keine Gefährten. Sie wissen überhaupt nicht, wie Beziehungen funktionieren. Diesen Menschen können wir Roboter an die Hand geben, um ihre Gefühlswelt zu bereichern. Ich habe in Asien Menschen getroffen, die 30, 40 Jahre alt sind und noch nie eine Beziehung hatten. Wenn ich sie gefragt habe warum das so ist, sagten sie mir, sie wüssten nicht, wie sie eine Beziehung überhaupt beginnen sollten“, so Samani.

Es gibt mehrere Dimensionen der „Lovotics“-Forschung und deshalb auch verschiedene Roboter für die unterschiedlichen Arten von Beziehungsbedürfnissen. Es gibt:

Roboter für Menschen, die Fernbeziehungen führen,

Roboter für diejenigen, die noch nie eine Beziehung hatten und mit Hilfe des Roboters lernen, Beziehungen zu führen und

Roboter, die Menschen einfach Gesellschaft leisten, damit sie sich nicht einsam fühlen.

Diverse Prototypen stehen in Samanis Büro und im angeschlossenen Labor. „Dieser hier steht kurz vor der Marktreife“, sagt er und gibt mir den „Kissenger“ in die Hand. Der Kussroboter ist für Menschen gedacht, die eine Fernbeziehung führen. Er soll Nähe erzeugen. „Über eine lange Distanz kann man miteinander reden, aber viele Beziehungen sterben trotzdem nach einer Weile, weil die physische Komponente fehlt. Deshalb haben wir den ‘Kissenger’ entwickelt“, erklärt Samani und schließt zwei Figuren an einen Laptop an, die aussehen wie ein Mikrofon mit dicken Plastiklippen.

Wenn beide Partner jeweils einen Kussroboter haben, können sie Küsse verschicken. Dann fangen die Lippen des Roboters an sich zu bewegen. „Über einen Sensor wird der Kuss erfasst und per Internet über einen Messenger übertragen. Ein sehr einzigartiges Erlebnis! Hier wird der Kuss des Partners gesendet. Am Anfang war das nur aus Spaß, aber dann wollten es so viele Leute probieren und es kamen wahnsinnig viele Anfragen von Menschen an, die den ‘Kissenger’ kaufen wollten“.

Hooman Samani hat eine Mission. Er möchte Menschen die Scheu vor neuen Technologien nehmen und Roboter in ihr Beziehungsleben integrieren. Dass er Taiwan gewählt hat als Ort für seine Forschung, ist kein Zufall. „Asiaten sind Robotern gegenüber positiv eingestellt. Die Menschen hier sind offener für neue Arten der Kommunikation. Taiwaner arbeiten sehr viel und haben deshalb wenig soziale Interaktion. Dabei sind sie eigentlich sehr familiär, lieben Haustiere. Der Wandel des Lebensstils und die fehlende Zeit haben zur Folge, dass sie hier aufgeschlossener sind, was neue Arten von Gefährten angeht, wie Roboter.“

Samani möchte mir noch zeigen, woran er zusammen mit seinen Studenten gerade im Labor arbeitet. „Wir nennen ihn ‘Moodboster-Robot’“, sagt Samani über das kleine, eckige Ding, das ferngesteuert auf vier Rädern über einen Tisch fährt. „Er ist Dein persönlicher Freund. Der Roboter kann Dein Gesicht erkennen, sich an Deine Vorlieben erinnern und Deine Emotionen verstehen. Er lernt stetig dazu. Künstliche Intelligenz weiterzuentwickeln ist unser Schwerpunkt. Der Moodboster erkennt, wenn Du traurig bist und versucht, Dich aufzuheitern. Er spielt dann zum Beispiel Deine Lieblingsmusik oder verströmt einen Duft, der die Laune hebt. Unsere Idee ist es, einen persönlichen Begleiter zu schaffen, der das Leben verbessert.“

Der „Moodboster-Robot“ ist klein und unauffällig. Sein Besitzer könnte von ihm auch zur Arbeit begleiten werden. Bis dieser allerdings auf den Schreibtischen der Taiwaner steht, wird es noch eine Weile dauern. Sein Prototyp wurde erst im Oktober zum ersten Mal präsentiert.

14. Vorreiterrolle in Asien bei LGBTQ Rights

Taiwan wird bald das erste asiatische Land sein, in dem die gleichgeschlechtliche Ehe erlaubt ist. Das Verfassungsgericht des Landes hat im Mai 2017 entschieden, dass das bisherige Verbot gegen die Menschenwürde verstößt. Das Recht auf Gleichheit ist in der Verfassung festgeschrieben. Das Gericht hat dem Parlament zwei Jahre Zeit gegeben, bestehende Gesetze zu verändern oder neue zu erlassen, die eine gleichgeschlechtliche Ehe ermöglichen.

Seit Jahren ist die Schwulen- und Lesbenbewegung in Taiwan sehr aktiv. In Taipeh findet inzwischen jedes Jahr die größte Gay Pride Parade Asiens statt. Im Gegensatz zu den Pendanten in Europa umfasst die Parade hier weniger Party, sondern viel mehr politische Demonstration.

Über eine Freundin bekomme ich den Kontakt zu Jens Damm, einem deutschen Sinologen, der seit vielen Jahren in Taiwan doziert und Experte ist auf dem Gebiet der LGBTQ-Rechte. Er unterrichtet im Süden an der

Chang Jung Christian University Tainan und wohnt in Kaohsiung. Wir treffen uns dort zum Interview in einem Café. Weil es aber da so laut ist, wechseln wir zu seiner Wohnung in einem der Hochhäuser der Millionenstadt.

„Gender Mainstreaming ist ein ganz normales Thema, das wird überall diskutiert. An den Schulen, an den Universitäten, in den Familien. Das sind universelle Werte, die sind fest verankert. Das wird als universelles Menschenrecht verstanden. Deshalb hat sich Taiwan in dem Sinne „rebellisch“ entwickelt, dass man eine freie Gesellschaft hat. Und man ist da auch sehr stolz drauf“, erklärt mir Jens, nachdem er mir einen Kaffee gekocht und im Wohnzimmer die Klimaanlage so eingestellt hat, dass wir bei der tropischen Hitze nicht mehr zerfließen. Er ergänzt „Taiwan zeigt damit China auch manchmal den Stinkefinger, indem es sagt: Wir sind sozusagen die freie chinesische Gesellschaft. Das ist einfach so.“

Ob es nicht ein Problem war, als sich abzeichnete, dass die rebellische Insel Taiwan als erstes Gebiet Asiens die Ehe für alle zulassen wird, möchte ich von ihm wissen. „China hat das beobachtet, aber sehr runtergespielt. In den dortigen Medien war dann zu lesen: Das ist jetzt ein Trend dieser Zeit und es wird wahrscheinlich bei uns auch irgendwann kommen, aber bei uns ist das im Moment kein Thema.“ Innerhalb Taiwans gab es zunächst Proteste christlicher Gruppen, die auch Unterstützung aus den USA bekamen. „Die Proteste sind aber inzwischen fast auf Null“, berichtet Jens weiter.

Jens Damm lebt schon einige Jahre in Taiwan und hat die gesellschaftliche Entwicklung selbst beobachten können. Er fasst die grundsätzliche Einstellung der Menschen auf der Insel so zusammen: „Taiwaner sehen Weltoffenheit als positives Attribut an und versuchen deshalb so zu sein, auch wenn der Einzelne eigentlich nicht unbedingt so ist. Das ist positiver Pragmatismus.“

Wie pragmatisch Taiwaner sind, hatte ich ja bereits täglich erlebt. Diesen Pragmatismus auch auf die Beziehungsebene zu beziehen, war mir allerdings bisher noch nicht in den Sinn gekommen. Damm ordnet ein: „Die Familien haben sich in den vergangenen Jahren sowieso stark verändert. Es gibt weniger Kinder, weniger traditionelle Familien und die sind überhaupt froh, wenn ein Kind heiratet. Es hat sich auch hier die pragmatische Einstellung durchgesetzt: Kinder sind wichtig, Familie ist wichtig, aber ich kann meine Kinder nicht mehr dazu zwingen zu heiraten, wie vielleicht noch vor zwanzig, dreißig Jahren. Ich kann vielleicht Vorschläge machen, wen sie heiraten sollten, aber es ist nicht mehr als ein Vorschlag. Ich habe nicht mehr die Macht über die Kinder.“ Im Endeffekt sind also viele Familien froh, wenn ihre Kinder in Beziehungen und bald auch Ehen sind, auch wenn sie nicht dem klassischen Mann-Frau Ideal entsprechen.

Eine gute Beziehung innerhalb der Familie zu haben ist für die Eltern in

der taiwanischen Gesellschaft essenziell. Dass sich die Kinder um die Eltern im Alter kümmern, wird sozusagen erwartet „Es gibt Pflegeheime, aber das ist hier nur die allerletzte Konsequenz: Wenn man feststellt, dass es wegen Krankheit nicht anders funktionieren könnte – vielleicht. Aber dass man vorher darüber spricht, eine externe Betreuung zu finden: Niemals. Dann würde man eingestehen, dass man gegen die soziale Norm der filialen Pietät gehandelt hätte.

Üblicher ist hier, eine Pflegerin aus Südostasien zu engagieren – und damit hätte man seine Schuldigkeit getan. Aber zunächst muss man sagen: „Wir kümmern uns als Familie“, so Damm.

14. Für die Eltern da, ein Leben lang

Für die besondere Folgsamkeit und Dankbarkeit den Eltern gegenüber gibt es im Chinesischen sogar einen eigenen Begriff: Xiaoshun (孝順). Er bezeichnet die Pflicht, sich nach der Kindheit bei den Eltern für ihre Mühen zu revanchieren, sie in Ehren zu halten und auch im Alter zu umsorgen.

So kommt es auch, dass in Taiwan nur wenige alte Menschen in Heimen leben, sondern lieber Zuhause von Pflegerinnen betreut werden, die meistens aus Südostasien kommen. Im Moment arbeiten laut Schätzungen rund 200.000 dieser Pflegerinnen in Taiwan. Sie sind für die meisten Familien die beste Option für die Pflege der Alten. Für sie gilt kein gesetzlicher Mindestlohn und sie pflegen die Angehörigen in deren Zuhause. Den Trend gibt es in Deutschland ebenfalls, nur dass die Pflegerinnen hier in der Regel aus Osteuropa stammen. In Taiwan wird diese Option lieber gewählt, als die Eltern in ein Pflegeheim zu geben, denn der Gesichtsverlust droht, sobald man seine Eltern in eine Alterseinrichtung abschiebt.

15. Very convenient – die Mentalität in zwei Worten zusammengefasst

„Very convenient“, scheint das Lebensmotto der Taiwaner zu sein. Alles was gut ist, ist „very convenient“. Das ist sehr wichtig und ich höre es in fast jedem Gespräch.

Reisen, Einkaufen, Bezahlen, Internet, Essen, Wohnen, wenn möglich das ganze Leben – alles sollte „very convenient“ sein. Das bedeutet so viel wie praktisch und bequem zugleich.

Eine taiwanische SIM-Karte zu bekommen ist ungefähr so einfach, wie eine Packung Kekse zu kaufen. Den Ausweis kurz vorzeigen, aber das war's auch schon an Überprüfung. Sechs Wochen unbegrenztes Datenvolumen

und telefonieren kosten mich knapp 30 Euro. Die Karte wird sofort in mein Handy eingebaut, fachmännisch die Einstellungen angepasst, ich bekomme das Telefon startklar zurück. Sehr praktisch, „very convenient“.

Der öffentliche Nahverkehr in Taipeh und ich, das war Liebe auf den ersten Blick. Die Bahn-Linien sind mit Farben gekennzeichnet, die Stationen stehen an der Brüstung. Es gibt für jede Tür einen eigenen Wartebereich, mit Linien, in denen man sich der Reihe nach anstellt. Wenn der Zug kommt, blinken rote Lichter zu klassischer Musik. Passagiere steigen aus, dann geht es ganz geordnet in den Zug. Keiner drängelt, keiner schubst, es funktioniert reibungslos. Ein Traum für einen Ordnungsliebhaber wie mich. Sogar Busfahren bekomme ich hin, obwohl alles nur auf Mandarin beschrieben ist. Wenn ich die Nummer des Busses weiß und die ungefähre Richtung, dann klappt das – „very convenient“.

Auch die Easycard ist „very convenient“. Sie kann immer wieder aufgeladen werden und wird fast überall als Zahlungsmittel akzeptiert – in ganz Taiwan. Egal ob im Nah- und Fernverkehr, Restaurants, Taxis, Supermärkten oder Kino.

Die Easycard ist an jeder Metro Station oder den 7eleven Mini-Supermärkten erhältlich und kann dort auch wieder aufgeladen werden. 7eleven und das Pendant Family Mart gibt es häufiger als Kioske in deutschen Großstädten wie Köln. Im 7eleven können sowieso fast alle wichtigen Dinge des Lebens erledigt werden: Bankgeschäfte, Zugtickets kaufen, Faxen, Kopieren, Handy aufladen und rund um die Uhr kalte und warme Lebensmittel, Drogerieartikel, einkaufen natürlich auch. Das Besondere: Die Fertiggerichte werden auf Wunsch warm gemacht und können direkt vor Ort gegessen werden. „Very convenient“.

Für den Fall, dass es draußen regnet, stehen Regenschirmtüten-Spender parat. In manchen Kaufhäusern sogar mit persönlicher Überziehhilfe! Und falls es dann doch mal nicht alles perfekt läuft, gibt es ein Schild mit einer Entschuldigung darauf.

Vereinfacht zusammengefasst könnte man sagen: Taiwaner sind nicht gerade die individualistischsten Menschen. Sie sind eher gewohnt, das zu tun, was andere von ihnen erwarten. Das beginnt in der Familie und setzt sich im weiteren gesellschaftlichen Leben fort. Klare Anleitungen sind sehr willkommen, eigenständige Problemlösungen hingegen weniger gefragt. Deshalb ist es umso besser, wenn einem die Arbeit abgenommen wird, wenn es beispielsweise darum geht, nach potenziellen Gefahrenquellen Ausschau zu halten.

Auf einem Blog habe ich gelesen: „Taiwan ist ein Land mit hoher Unsicherheitsvermeidung. So wird man oft mit Warnschildern auf Dinge hingewiesen, die jedem Menschen mit Verstand völlig klar sein sollten.“ Der

Wunsch, die Welt beherrschbar zu gestalten, führt zu einer Sehnsucht nach „convenience“. Hauptsache convenient! Viele Hinweisschilder, klare Anweisungen, alles geordnet. Unvorhergesehenes ist unerwünscht. Es gibt sogar Schilder, die davor warnen, dass ein Blatt vom Baum fallen könnte.

16. Spiel mir das Lied vom Müll

Ich sitze mit meinen beiden Mitbewohnern in Taipeh auf dem Sofa. Es ist kurz vor acht am Abend als von draußen schrille Musik herein dringt. Beide springen auf, laufen in die Küche, holen zwei volle Müllsäcke und stürzen aus der Haustür. Sie kommen nach fünf Minuten zurück. „Der Müllwagen war da“, erklären sie. „Hast du die Musik nicht gehört?“ Die Müll-Melodie sollte mich in den vielen Wochen dieser Reise im ganzen Land verfolgen. Seitdem ich sie zuordnen kann, höre ich sie ständig, überall. Es ist eine monotone, blecherne Adaption klassischer Musik zur Zeit Tekla B darzewska-Baranowskas „Gebet einer Jungfrau“, es wurde aber auch schon „Für Elise“ oder „Beethovens 9. Sinfonie“ von den Müllwagen posaut.

Sobald die Musik ertönt, trifft sich die ganze Nachbarschaft auf der Straße und wirft eigenhändig den Hausmüll in blauen Tüten auf den Wagen. Die Tüten kosten umgerechnet zwischen drei Cent und 1,20 Euro, je nach Größe. Dem Restmüllwagen folgt ein Wagen für Recycling-Müll. Im Preis für die Tüten ist eine Müllsteuer enthalten, mit der die Entsorgung finanziert wird.

Der musikalische Müllwagen kommt an fünf Tagen die Woche. Mittwochs und sonntags hat er frei. In manchen neuen Wohnblöcken gibt es einen Müllservice, bei dem die Bewohner ihren Müll abgeben können. Ihnen entgeht dafür das abendliche Schauspiel. Es ist sehr interessant zu sehen, wer noch in den umliegenden Häusern wohnt. Ein soziales Müllhappening sozusagen. Ich bin fasziniert.

Doch warum gibt es nicht einfach große Tonnen in denen der Müll gesammelt und dann von der Müllabfuhr abgeholt wird, so wie in Deutschland?

Bis zum Jahr 2000 war Taipeh eine dreckige, stinkende Stadt, erzählen mir meine Mitbewohner. Jeder stellte seinen Müll an die Straße. Dort stand er dann und rottete vor sich hin, bis er irgendwann abgeholt wurde. Bei dem heißen, subtropischen Klima in Taiwan eine Freude für Tiere aller Art.

Nach dem Ende der Militärdiktatur Ende der 80er Jahre, begann ein Demokratisierungsprozess in Taiwan, der auch zur Folge hatte, dass sich das Land schnell entwickelte. Es gab einen wirtschaftlichen Aufschwung, die Menschen wurden reicher, konsumierten mehr und produzierten somit auch mehr Müll. Es stank auf den Straßen, die Hygieneprobleme nahmen zu. Die

Müllverbrennungsanlagen stießen an ihre Grenzen.

Also beschloss die Regierung, das Müllsystem in Taiwan radikal zu ändern: Seitdem wird der Müll getrennt, in Restmüll und recycelbare Materialien wie Plastik und Papier. Außerdem gibt es nur noch sehr wenige Mülltonnen am Straßenrand, damit Ungeziefer ferngehalten wird und die Anwohner nicht hier ihren Müll entsorgen. Und natürlich, damit es nicht wieder anfängt zu stinken auf den Straßen.

Seit der Reform im Jahr 2000 hat ein größeres Umdenken in der Bevölkerung stattgefunden. Es fällt nur noch ein Drittel so viel Hausmüll an. Die Taiwaner sind stolz auf ihr Müllsystem und können es auch wirklich sein. Die Städte sind oft chaotisch, aber wirklich nicht dreckig.

17. Was bleibt

Ich hatte schon lange vor, nach Taiwan zu reisen. Bekannte hatten mir versichert: Die Insel ist klein, es reicht eine Woche, um alles zu sehen. Damit mögen sie recht haben. Durch das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung hatte ich aber die Chance, die Insel nicht nur zu sehen, sondern die Menschen dort so intensiv kennenlernen zu können, wie ich es bei einer Urlaubsreise nie gekonnt hätte. Mein Dank gilt der Stiftung und insbesondere Ute Maria Kilian für das Vertrauen in mich und mein Recherchevorhaben, sowie die großartige Unterstützung.

Taiwan ist weit davon entfernt ein Ziel für Massentourismus zu werden, ganz besonders für Menschen aus westlichen Ländern. Es ist nun einmal nicht so leicht zu finden auf der Landkarte. Im Vergleich zu Zielen in Südostasien ist es kein Schnäppchenparadies und kann auch nicht mit architektonischen Wundern punkten. Dafür ist Taiwan einzigartig in seiner Andersartigkeit, vor allem im Vergleich zum großen „Mainland-China“. Ich habe durchweg freundliche Menschen getroffen, die interessiert und verbindlich waren. Die gesellschaftliche Entwicklung in Taiwan ist der in Deutschland ähnlich, jedoch habe ich durch meine Recherchen verstanden, dass es große kulturelle Unterschiede gibt, die Auswirkungen auf das Verhalten der Menschen haben. Ich habe erleben dürfen, wie wichtig Traditionen in der taiwanischen Gesellschaft sind und dass viele Menschen meiner Generation an dem Spagat zwischen Erwartungen, schlechten beruflichen Perspektiven und traditionellem Familienbild scheitern. Ich habe aber auf der anderen Seite auch sehr starke Frauen erlebt, die mir bewusst gemacht haben, wie emanzipiert Taiwan ist.

Wer perfekte Organisation und ein Höchstmaß an Sicherheit erleben möchte, dazu die lange Flugzeit nicht scheut und keine Angst vor tropischer

Hitze mit häufigen Regenschauern hat, der sollte unbedingt nach Taiwan reisen. Vor allem auch, weil es kulinarisch so einiges zu entdecken gibt. In den Unterhaltungen mit Taiwanern geht es immer auch um das Thema Essen. Essen scheint heilig zu sein. Sobald es Abend wird in Taiwan erwachen die Nachtmärkte zum Leben. Dort gibt es hunderte Stände mit exotischen Köstlichkeiten, Meeresfrüchte, Teigtaschen, Nudelsuppen. Es riecht nach Anis, Koriander, gegrilltem Fleisch. Es könnte so perfekt sein, wenn nicht plötzlich, immer wieder diese gemeine Wolke mit einem säuerlichen, vergorenen Geruch eine kurze, plötzliche Irritation auslösen würde. Stinky Tofu – das ist die Quelle des Übelgeruchs. Er ist DIE taiwanische Delikatesse. Berühmt, berüchtigt. Es gibt ihn in einer suppigigen Variante und trocken, ausfrittiert. Egal in welcher Form. Er stinkt bestialisch. Ich habe ihn probiert. Er ist wie die Taiwaner. Nicht oberflächlich perfekt, sondern ganz besonders und mit bleibendem Eindruck, wenn man ihm eine Chance gegeben hat.